



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nieße, Charlotte: Die Klabunkerstraße : Roman : (Fortsetzung). 12

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wegen der einst daran geknüpften sächsischen Hoffnungen so wichtig, daß es sogar im Hubertusburger Friedensinstrument vorkommt. Im achten Artikel dieses Friedens wird bestimmt: der Oberzoll von Fürstenberg und das Dorf Schiedlo samt Zubehör gehn in den Besitz des Königs von Preußen über, sodaß künftig alles, was jenseits der Oder liegt, preussisch wird. Dafür soll der Kurfürst von Sachsen ein an Einkünften gleich wertvolles Äquivalent erhalten. Dieser Artikel ist, da der Schiedlo-Fürstenberger Oberzoll jährlich 30000 Taler betrug, also ein Äquivalent schwer zu finden war, nicht ausgeführt worden. Demnach lebten auch die alten Grenzstreitigkeiten wieder auf; endlich aber kam im September 1777 ein „Hauptvergleich“ zustande, durch den „300 Magdeburgische Morgen und in und mit solchen der große Schiedloische Busch und Losche Gurke wieder an Schiedlo zurückgegeben und diese a saeculis bestandnen Streitigkeiten wiewohl mit Nachteil gänzlich beendet worden.“ So blieb Schiedlo sächsisch, bis es 1815 mit der gesamten Niederlausitz an Preußen überging.

Diese Gedankenreihen begleiteten uns, als wir der Oder den Rücken kehrten und auf der Straße nach Wellmitz dahinfuhren. An einer Biegung des Wegs grüßte uns noch einmal die melancholische schiefe Turmspitze des Dorfs, dann entschwand auch sie unsern Blicken.

Das also war Schiedlo. Der Rodensteiner würde sagen: „Ein Dorf, was ist, nur Mist und Rauch“ — eine unscheinbare, ärmlich behaute Scholle in unscheinbarer Landschaft — und doch welche Erinnerungen werden hier wach! Mit dem Abendwinde zieht der Geist der Geschichte durch die flüsternden Weidenbüsche am Ufer. Still ist hier geworden. Der ganze Handel und Verkehr, der hier einst die Oder überschritt, hat sich nach Frankfurt gezogen, von wo die Eisenbahn schnurgerade westwärts nach Berlin und ostwärts nach Posen geht. Einst sah Schiedlo die vergoldeten Karossen des sächsisch-polnischen Hofes und die aus dem Adel ganz Europas erlesene Chevaliergarde mit ihren von Gold und Edelgestein strotzenden Uniformen — und heute erregt der schlichteste Fremdling das Aufsehen des ganzen Dorfes. Neugierig glockten uns die auf dem Damme spielenden blonden Kinder an, als wir dem Kahn entstiegen, und Kopfschütteln der Erwachsenen begleitete uns, als wir die Postagentur suchten, um einen postlagernden Brief zu erheben. Nur eine dunkle Sage von der Brücke Augusts des Starken und seinen Festungswerken hat sich bei den Einwohnern erhalten. Unser Fährmann erinnerte sich, daß er als Knabe mit seinem Vater beim Bühnenbau etwas aufwärts von der jetzigen Fährstelle auf alte eichne Jochhölzer und Unterbauten einer Auffahrt gestoßen sei. So liegen die Reste der Schiedloer Brücke und der Festung im Riesgeschlebe des Oderbettes, und mit ihnen schlummert der letzte Traum von einer Großmachstellung der Wettiner.



Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

12



Es war Frühling geworden, und der kleine verwilderte Garten auf dem Dovenhof war bedeckt von Blüten. In dem alten Ziegeldach des Gutshauses zankten sich die Stare mit den Sperlingen, und weit hinten, wo der Bach mit den überhängenden Weidenbäumen Wiese und Garten voneinander trennte, sang die Nachtigall. Elisabeth und Wolfenradt horchte auf sie, wenn sie Abends zwischen wildwachsenden Taxushecken auf und nieder schritt, den weiten Himmel über sich betrachtete, die Bäume in ihrem jungen Laub und die Ferne, die sich weit und geheimnisvoll um sie ausdehnte.

Elisabeth war noch immer schwach. Wenn sie eine Zeit lang gegangen war, mußte sie sich wieder setzen und sich ausruhn. Auch ihre Gedanken ruhten sich aus, und manchmal kam es ihr vor, als dämmerte sie durch das Dasein. Aber sie hörte doch das Leben und das Treiben auf dem Dovenhof, das Fahren der Wagen, das Sprechen der Menschen; sie horchte auf die Stimmen von Zella und Irmgard, die so viel frischer klangen als ehemals, und sie versuchte, den Wagen mit ihrem Jungen selbst durch die Wege zu schieben. Aber es ging noch immer nicht. Sie war zu krank gewesen, damals vor Weihnachten, und die Kräfte kehrten nur langsam zurück.

Frau Baronin sollten sich schonen! sagte Rosalie Drümpelmeier mit ihrer ernststen, nachdrücklichen Stimme.

Elisabeth lächelte und setzte sich.

Dafür haben mich der Herr Baron eigens engagiert, daß ich auf die Frau Baronin und ihre Schonung achten soll, sowie auf die kleinen Fräulein! fuhr Rosalie fort, während sie ein Tuch um Elisabeths Schultern legte.

Sie tuns, Rosalie, Sie tuns! versicherte die junge Frau etwas ungeduldig; und nach einer Weile stand sie wieder auf, wanderte nach einer Seite, wo Rosalie nicht war, und horchte auf das Rauschen der Bäume und das Singen der Nachtigallen.

Es war ihr noch immer wie ein Traum, dieses alte Gutshaus mit den hohen dunkeln Zimmern, der verträumte Garten, und die Felder und Wiesen, die Wolf jetzt bewirtschaftete. Zwei Monate lang hatte Elisabeth kein klares Bewußtsein gehabt; als sie dann wieder um sich sehen und ihre Umgebung erkennen konnte, lag sie in einem schön eingerichteten Zimmer, und ihr Mann beugte sich über sie.

Wolf! sagte sie leise und atemlos.

Er küßte ihre Hand.

Keine Aufregung, Liebling; es ist alles vorüber!

Ja, es war vorüber. Krankheit und Angst, Sorge und Sehnsucht. Er, den sie liebte, stand neben ihrem Lager und lächelte sie an; im anstoßenden Zimmer hörte sie die kräftig schreiende Stimme des Kindes, an dessen Ankunft sie mit Grauen gedacht hatte.

War es denn alles ein Traum?

Mit den zunehmenden Kräften kam die Erinnerung, und eines Tags fuhr sie aus hindämmern dem Schlaf auf.

Herr Müller — wo ist Herr Müller!

Der gute Herr Müller! Wolf antwortete ihr lächelnd. Er ist tot; wir wollen seiner stets in Dankbarkeit gedenken!

Da sah sie den alten sonderbaren Mann wieder vor sich, hörte seine klagende Stimme und ihre eignen leisen Antworten. Sie waren gute Freunde geworden, der alte Mann und die junge Frau, und ihr hatte er seine Seele geöffnet. Ihm war viel Bitterkeit im Leben widerfahren; vielleicht war es Elisabeths linde Gegenwart gewesen, die ihn ausgehöhlt hatte mit den vielen unbeantworteten Fragen seines Daseins. Sanft und friedlich war er eines Tags, mit ihrer Hand in der seinen, eingeschlafen, an dem Tage, wo sie mit gewaltsamer Anstrengung noch zu ihm hinaufgekommen war und dann, nach seinem Scheiden, ihre eigne Wohnung nicht mehr verlassen hatte.

Der gute Herr Müller. Ja, er mußte gut gewesen sein. Er hatte ihrer gedacht und ihr sein Geld vermacht; allmählich hatte sie es erfahren, und Wolf bestätigte ihr die Tatsache. Er sprach allerdings nicht gern darüber und dachte nur mit Widerwillen an die Klambunkerstraße und Paulinenterrasse, an alles, was damit zusammenhing; aber Herrn Müllers Geld war nicht zu verachten.

Ich habe gleich meine Auszahlung für den Dovenhof gemacht, sagte Wolf zu Elisabeth, als sie etwas kräftiger geworden war, und er mit ihr über Geschäftliches sprechen konnte. Hoffentlich ist es dir so recht. Für unsern Jungen war es doch das Beste.

Gewiß! entgegnete sie hastig. Mit dem Gelde kannst du schalten nach deinem Wohlgefallen.

Es gehört dir und den Kindern, begann er von neuem. Da nichts anders abgemacht ist, so leben wir auch in Gütergemeinschaft; aber es ist immerhin dein Vermögen, und ich möchte dir Rechenschaft ablegen. In den Dovenhof muß eine große Summe hineingesteckt werden, daß er ertragsfähig wird. Da —

Leise legte sie ihm die Hand auf die Lippen.

Sei nicht so fremd mit mir, Wolf. Was mein ist, gehört dir, du weißt es doch. Was sollte ich mit dem vielen Geld beginnen, wenn ich dich nicht hätte?

So kam es also, daß Elisabeth nichts von Geldgeschäften hörte, daß ihr Mann alles für sie besorgte, und sie sich freute, ihn beschäftigt und in guter Laune zu sehen. Daß die beiden Eheleute sich fremd geworden waren, merkten sie zuerst kaum. Die Veränderung, die mit ihnen vorgegangen war, mußte erst überwunden werden. Die neuen Umgebungen beschäftigten beide; manchmal aber wollte es Elisabeth vorkommen, als wäre ihr Mann früher anders gewesen als jetzt. Was war es denn, das ihr fremd erschien? Seine grauen Schläfen, die er früher noch nicht gehabt hatte, eine gewisse Unruhe, die sie nie an ihm gekannt hatte? — Er war krank gewesen. Die Influenza, die heimtückischste der Krankheiten, hatte ihn monatelang gequält. Deshalb hatte er nicht schreiben mögen, um Elisabeth die Sorge zu ersparen. War doch das Leben fern von seinem Weibe so schwer und unerfreulich gewesen, daß er am liebsten von allem schwieg, was er erlebt hatte.

Elisabeth fragte auch nicht. Es kamen noch Stunden, wo sie jener Wartezeit mit Schauern und mit halb ungläubigem Staunen gedachte. War es denn wirklich möglich, so viel durchzumachen und nicht daran zugrunde zu gehn? Es war möglich gewesen, und jetzt kam Sonnenschein und Frieden.

Langsam schob Elisabeth den Kinderwagen vor sich her. Ihr Junge lag darin, ihr Stolz, ihre Wonne.

Hübsch ist er nicht! versicherte Wolf, der manchmal vorsichtig hinter die grünen Vorhänge und in ein Paar verträumte Kinderaugen sah.

Bei diesen keckerischen Worten strahlte er über das ganze Gesicht; und nur er allein wußte, wie stolz er auf seinen Sohn war.

Elisabeth lachte über seine Behauptung. Sie kannte sie von den kleinen Töchtern her und wußte, daß ihr Mann sie necken wollte. Aber Rosalie Drümpelmeier war leise entrüstet.

Herr Baron, einen hübschern kleinen Knaben als unsern Nuttger gibt es nicht! Fräulein Rosalie, Sie haben mich nicht gesehen, als ich so klein war. Ich war viel, viel hübscher.

Mit Erlaubnis zu sagen, das glaube ich nicht, Herr Baron!

Lachend ging Wolf davon; und Elisabeth freute sich über seine Heiterkeit und darüber, daß Rosalie Drümpelmeier sie auf den Dovenhof begleitet hatte; die alte Näherin mit der gewählten Sprache, der steifen Haltung und dem unergründlich guten Herzen.

Herr von Wolfenradt hatte sie damals zur Pflege bei Elisabeth vorgesunden, und obgleich er, einer selbstsüchtigen Regung folgend, sie gern weggeschickt hätte — wohnte sie doch in der Klabunkerstraße —, so war es der Wunsch des Arztes, daß sie bei der Kranken bleiben sollte. Bei aller Wunderlichkeit zeigte sie sich taktvoll und ruhig und sagte nicht mehr, als die Gelegenheit forderte. Aus der armen Frau Wolfenradt wurde für sie gleich wieder die Baronin, und Wolf bot ihr endlich selbst an, dauernd bei seiner Frau und den Kindern zu bleiben. Sie hatte mit der Antwort gezögert.

Herr Baron, bei vornehmen Herrschaften bin ich nur in der Hinterstube gewesen; und ob ich die Zufriedenheit von Ihnen erringe, weiß ich nicht!

Aber der Arzt, der von ihrem Augenleiden wußte, hatte ihr dringend zugeredet; und nun wohnte sie mit auf dem Dovenhof, pflegte und versorgte die Kinder und konnte es nicht dankbar genug aussprechen, wie gut es der liebe Gott mit ihr gemeint habe: Wenn es auch nicht leicht ist, von Hedwig entfernt zu sein und von Louis; da dieselben doch meine einzigen Verwandten sind! sagte sie zögernd

zu Elisabeth. Aber vielleicht ist es gestattet, sie in spätern Zeiten einmal zu besuchen! Dies setzte sie in ihrer bescheidenen Art eines Tags hinzu, als Elisabeth, auf sie gestützt, einen Rundgang in dem alten Herrenhause machte. Sie war schon einen Monat auf dem Dovenhof und hatte noch nicht alle Räume des weitläufigen Gebäudes gesehen; allmählich aber wuchsen ihre Kräfte, und mit ihnen die Freude am Besitz.

Sie standen in einer mit allerhand Kumpelkram angefüllten Kammer. Hier war alter Hausrat übereinander geschichtet, wurmfstichige Stühle und wunderbar geformte Tische; an den Wänden hingen alte Ölbilder: Landschaften und stark nachgedunkelte Ahnen der Wolfenradts.

Neugierig sah Elisabeth um sich.

Natürlich sollen Ihre Verwandten Sie einmal besuchen, Rosalie — sie betrachtete die Bilder genauer, und dann kam ihr ein Gedanke. Aber sie sprach ihn nicht aus.

Nach dem Mittagessen ging sie mit Wolf im Garten spazieren. Die Sonne schien warm, und von den Feldern kam kräftige, würzige Luft.

Elisabeth atmete sie in tiefen Zügen ein.

Ach, Wolf, es ist doch alles noch ein Traum!

Eine angenehme Wirklichkeit! erwiderte er lächelnd.

Und alles durch Herrn Müller und dadurch, daß ich ihm vorgelesen habe!

Über Wolfs Gesicht glitt eine Wolke. Gewiß, liebes Herz. Er ist tot und begraben, und wir wollen sein Andenken in Ehren halten. Aber wir wollen nicht immer von ihm sprechen.

Du hast keine Anlage zur Dankbarkeit, Wolf.

Elisabeths Stimme klang schärfer als sonst, und ihr Mann streifte sie mit einem erstaunten Blick. Sie war anders als früher.

Ich bin dankbar, antwortete er langsam.

Herr Müller ist dein Wohltäter gewesen und auch der meine. Aber er ist tot; und sein Geld konnte er nicht mitnehmen.

Er hätte sein Vermögen andern hinterlassen können. Nun hat er dein Wappenschild neu vergoldet.

Und das deiner Kinder, erwiderte Wolf kühl. Du mußt bedenken, liebe Elisabeth, daß es nichts Verdienstlicheres gibt, als ein altes Adelschild neu zu vergolden. Der besitzende Adel ist die Stütze des Throns und jeglicher Ordnung. Findest du übrigens, daß ich dein Vermögen nicht richtig verwalte, so schicke mir einen Rechtsanwalt, damit ich ihm Rechenschaft ablegen kann.

Weshalb bist du so empfindlich, Wolf? fragte Elisabeth. Ich bin ja so dankbar, daß alles so gekommen ist, und daß ich dich wieder habe. Es war entsetzlich schwer, allein zu sein!

Wolf antwortete gar nicht. Schweigend ging das Ehepaar eine Weile nebeneinander her, bis Elisabeth ihren Arm in den ihres Mannes legte und ihn freundlich ansah.

Ich möchte mir etwas kaufen.

Er machte eine zustimmende Bewegung.

Wie du befehlst. Soll ich dir einen Schmuck kommen lassen?

Sie schüttelte den Kopf.

Ich möchte einen kleinen Hof erwerben. Er heißt Moorheide und liegt — ja, wo liegt er? Aber ich habe den Wunsch, ihn zu erwerben.

Moorheide, bei Wittekind?

Wolf blieb stehn, als traute er seinen Ohren nicht.

Richtig, bei Wittekind. Den kleinen Hof möchte ich zum Eigentum haben.

Elisabeth sah den überraschten Ausdruck im Gesicht ihres Mannes und begann zu erzählen. Von dem Milchmann Schlüter, wie er so gut gegen sie gewesen war, und wie er sein Geld verloren hatte. Er wurde gichtisch, und seine

Frau war es schon lange. Und er hatte ihr beigegeben, als es ihr selbst so schlecht ergangen war.

Sie sprach lebhaft und eindrucksvoll; bei der Erzählung von der Güte des alten Milchverkäufers traten ihr die Tränen in die Augen. Sie war noch nervös und leicht angegriffen; lieblosend legte Wolf den Arm um sie.

Wir wollen morgen weiter davon reden. Gewiß, der alte Schlüter ist ein Ehrenmann! Man könnte ihm eine Rente aussetzen.

Ich will den Hof Moorheide! sagte Elisabeth. Du hast den Dovenhof, laß mir die Moorheide.

Ihr Ton klang eigenfönnig, und Wolf sah sie zweifelnd an. Von dieser Seite kannte er sie auch noch nicht. War das der Fluch des Geldes, daß seine sanfte, hingebende Frau auf ihrem Willen bestand? Noch einmal versuchte er zu widersprechen. Er kannte Moorheide. Es war ein wertloses, kleines Ding, keine zehntausend Mark wert; und er glaubte, man müßte mehr bezahlen. Wenn Elisabeth wirklich selbst einen Besitz haben wollte — wozu eigentlich? —, so war doch der Dovenhof da. Wollte sie es aber wirklich, dann sollte sie sich etwas Besseres kaufen.

Aber Elisabeth blieb bei ihrem Wunsch. Ich will die Moorheide haben, und der Hof soll auf meinen Namen geschrieben werden. Vornehme Damen erhalten oft bei ihrer Heirat einen Witwensitz angewiesen. Bin ich nicht urplötzlich eine vornehme Dame geworden, und kann ich nicht von meinem eignen Geld einen Witwensitz kaufen?

Sie war kindisch, und Wolf versuchte nicht, seine Stimmung zu verbergen. Aber es nuzte ihm nichts, und schließlich gab der Klügste nach. Er schrieb also noch an demselben Tage an seinen Rechtsanwalt und beauftragte ihn, so billig wie möglich diese kleine elende Kutsche zu kaufen und auf den Namen seiner Frau schreiben zu lassen.

Elisabeth war glücklich, als Wolf ihr von diesem Briefe sagte.

Nächstes Jahr werde ich einmal selbst mit den Kindern auf mein eignes Gut gehn! scherzte sie. Vielleicht lade ich dich dann ein, Wolf, und du besuchst von dort aus das Kloster Wittekind, deren Bewohnerinnen du so gut kennst!

Das war ganz harmlos gesagt; aber ihr Mann warf ihr einen kühlen Blick zu.

Du bist sehr gütig, sagte er steif. Ich kann mir aber nicht denken, daß ich den Dovenhof verlassen möchte! Vielleicht leistet dir dieser wunderbare Herr Schlüter Gesellschaft!

Bei diesem Gedanken lachte Elisabeth, dann faßte sie Wolfs Hand.

Du bist nicht zufrieden, Liebster. Aber du hast auch nicht viele Monate in der Paulinenterasse gewohnt und die Güte der einfachsten Menschen erfahren. Sie waren alle so herzlich, Wolf, so gut, daß ich mir oft gewünscht habe, ich möchte es ihnen einmal vergelten können. Und nun, wo ich reich geworden bin, sollte ich sie vergessen? Sollen sie von mir denken, daß ich sie nur meines Umgangs würdigte, solange ich sie gebrauchte? Wäre das nicht gemein?

Die alte Rosalie haben wir doch gleich ins Haus genommen! murmelte er.

Weißt du, daß Rosalie mich zur Vorleserin bei Herrn Müller vorgeschlagen hat? Sie kannte ihn ein wenig von früher her und nähte für ihn. Bis zum heutigen Tage hat sie auch noch nicht einmal zu mir gesagt: Ich bin die Ursache Ihres Glücks gewesen. Noch niemals, Wolf! Sie sorgt für Zella und Irmgard, sie pflegt und hegt mich, und sie behandelt mich mit solcher Ehrfurcht, als hätte sie mich nie die steilen Treppen der Paulinenterasse hinaufkragen sehen, und nie gesehen, wie glücklich ich über den Verdienst von vier Mark täglich war!

Wolf stieß einen ungeduldigen Seufzer aus.

Hoffentlich denkst du bald an andre Dinge, liebe Elisabeth. Ihr Frauen habt ein ganz besonderes Talent, in alten, unangenehmen Geschichten zu wühlen.

Lieblosend strich sie über sein Haar.

Ich will dich nicht mehr quälen, nur einen Wunsch noch mußt du mir gewähren. Laß den kleinen Alois Heinemann auf einige Wochen herkommen und unsre alten Bilder aufmalen, aufbessern, oder ähnliches mit ihnen tun. Er ist nicht immer fleißig, aber wirklich voll Talent, und ich gönne ihm einen Landaufenthalt.

Ist er vielleicht auch aus der Klabunkerstraße? erkundigte sich Wolf mit einem Ausdruck solcher Ergebenheit, daß Elisabeth laut auflachte.

Ja, das ist er; und ein Nefte von Rosalie. Sie wird sich ungemein freuen; und von diesem Besuche wirst du keine Unannehmlichkeiten haben. Im Gegenteil; der junge Mensch wird dir gefallen!

Wolf sagte ja zu allem, aber er war verstimmt. Es kam ihm so vor, als dächte Elisabeth nicht immer genügend an ihn und an sein Behagen. Natürlich sah er ein, daß er sie vernachlässigt, daß er Grund genug hatte, ihr in allen Stücken nachzugeben; aber eben dieses Bewußtsein machte ihn nicht liebevoller. Es war eben die alte Geschichte. Im Grunde genommen hatte Elisabeth ihm zu verzeihen, aber daß sie das nötig hatte, brachte ihn gegen sie auf. Es kam über ihn wie ein leiser Zorn auf sie, und daß sie es war, die ihm zum Dovenhof verholfen hatte, machte die Sache nicht besser. Im Gegenteil, die Furcht kam über ihn, sie werde jetzt immer ihren Willen durchsetzen wollen.

Er war ritterlich gegen die Frauen, aber er konnte es nicht ertragen, daß sie einen Willen hätten und ihn gebrauchten.

Mit einem gewissen Zorn vertiefte er sich in die Bewirtschaftung des Dovenhofs. Da war ein alter Verwalter, der langsam arbeitete; der Viehstand war verlottert, die Gebäude hatten unendliche Schäden, und die Felder verlangten große Pflege. Wolf war überall. Die Beschäftigung mit der Landwirtschaft machte ihm Freude, und er vergaß seinen Verdruß. Für Elisabeth hatte er nicht mehr so warme Gefühle, wie in den Zeiten der jungen Liebe, und es kam auch vor, daß er plötzlich die lachenden Augen Melittas zu sehen meinte; aber er dachte doch nicht viel an diese kleine Freundin. Sie schien in der Wolfenbürg gut aufgehoben zu sein; eine gelegentliche Frage an Asta hatte ihm dies bestätigt. Es war auch besser, diese Wittkinder Episode zu vergessen. Der Baron Wolfenrath war jetzt Besitzer vom Dovenhof und Vater eines wundervollen Jungen, den er im stillen vergötterte. Da dachte man nicht mehr an die Torheit unbeschäftigter Stunden.

Wolf vergaß übrigens auch Alois Heinemann und machte große Augen, als er, eines Tags vom Felde kommend, ein lautes Jubelgeschrei im Garten hörte. Neugierig trat er näher und sah, wie Zella und Frmgard sich an einen jungen Mann hängten, den jede von ihnen mit der schrillsten Stimme begrüßte.

Onkel Louis! Wie einmal fein! Willst du bei uns bleiben?

Das war Zella, die zum Kummer ihres Vaters noch manchmal Neigung zeigte, ein etwas leichtsinniges Hochdeutsch zu sprechen, während Frmgard gleichfalls emsig plapperte und ihre Freude durch allerhand unverständliche Laute äußerte.

Der Ankömmling stand jetzt mit dem Hut in der Hand vor dem Baron und begrüßte ihn.

Die Frau Baronin hat mich eingeladen, die Bilder nachzusehen. Ich bin Alois Heinemann!

Onkel Louis, Onkel Louis! riefen die Kleinen von neuem.

O Gott, Papa, was kann er fein mit uns spielen! Das kannst du nicht! rief Zella.

Der Baron kümmerte sich selten um seine kleinen Mädchen, deswegen aber war er doch kein schlechter Vater. Das gutmütige Gesicht und die klaren Augen des Malers gefielen ihm, und die Freude der Kinder rührte sein Herz. Freundlicher, als er beabsichtigt hatte, bewillkommnete er Herrn Heinemann und freute

sich später an dem glücklichen Gesicht von Tante Rosalie. Wolf konnte es nicht begreifen, daß man Heimweh nach der Klabunkerstraße haben könnte; aber Rosalie mußte es doch empfinden haben. Jetzt zeigte sie ihrem Neffen das ganze Haus und führte ihn feierlich in ein kleines Giebelzimmer nach Norden, wo er die alten verstaubten Bilder nachsehen und womöglich aufbessern sollte.

Sie haben hoffentlich Freude an der Beschäftigung! sagte Elisabeth zu dem Maler. Sie hatte ihn herzlich begrüßt und ging mit ihm durch den Garten.

Er sah sich mit seinen scharfen Augen um und zeigte plötzlich auf ein Dach, das aus hohen alten Rosen und Fliederbüschen herausah.

Dort hinten steht eine alte Kapelle! erklärte sie, ich dachte mir schon, daß Sie sie gleich sehen würden. Vielleicht malen Sie sie von irgend einem hübschen Standpunkt aus.

Mois schüttelte den Kopf.

Ich werde es wohl nicht können, Frau Baronin. Bin zu dumm — er seufzte.

Der Professor ist unzufrieden, daß es mit mir nicht so recht vorwärts geht. Ich bleibe in den Ansichtskarten und im Handwerk stecken!

Wo bleibt Ihre unglückliche Liebe? erkundigte sich Elisabeth scherzend.

Er sah sie überrascht an, dann lachte er.

Daran denken Sie noch, Frau Baronin? Fritz Feddersen hat oft so verrückte Gedanken, aber sie verwirklichen sich Gott sei Dank nicht.

Damit war diese Unterhaltung beendet, und Elisabeth kam nicht mehr viel dazu, mit ihrem Gast zu sprechen. Es war auch nicht nötig, er war wohl aufgehoben bei Rosalie und den Kindern, und Elisabeth konnte sich einem andern Besuch widmen, der eines Tages unangemeldet bei ihr vorfuhr.

Es war Baronin Lolo, die ihre Schwägerin so unbefangen begrüßte, als hätte sie sie seit Jahren gekannt.

Ich mußte doch sehen, wie ihr auf dem Dovenhof wohnt! sagte sie. Für dieses alte Gut schwärme ich, so lange ich mit Felix verheiratet bin. Ganz platonisch allerdings. Denn ich habe es nie gesehen, und Felix behauptete immer, es koste ihn ein Heibengeld!

Dann ließ sie sich durch Haus und Garten führen, sprach über Feldwirtschaft und Viehfütterung, scherzte mit den Kindern und betrachtete die alten, auf dem Boden gefundenen Bilder mit nachdenklichen Blicken.

Ähnliche Sachen haben wir auch noch auf der Wolfenburg. Wenn Herr Heinemann hier fertig ist, muß er zu uns kommen!

Sie war so harmlos liebenswürdig, daß Elisabeth ihr gut sein mußte. In früheren Zeiten hatte sie vielleicht mit einiger Bitterkeit der stolzen Verwandtschaft ihres Mannes gedacht, die von seiner Ehe keine Notiz nahmen, sie erinnerte sich auch wohl noch der Unterredung der beiden Damen in Blankenese, doch durch ihre schwere Krankheit war mancherlei in ihr abgeschwächt. Vielleicht war sie innerlich noch nicht stark genug, um nachtragen zu können, und was Lolo damals gesagt hatte, war ihr eigentlich unverständlich gewesen. Und die Schwägerin war wirklich anziehend und liebenswürdig, dabei eine vollendete Weltbame, die mit Leichtigkeit über das hinwegging, was andern Menschen als unüberwindlich erschien. Elisabeth war niemals mit gleichaltrigen Mädchen befreundet gewesen: die Liebe zur Mutter, ihre frühe Verlobung hatten sie daran gehindert. Jetzt fühlte sie sich oft noch schwach und anlehungsbedürftig, da war es ein schönes Gefühl, in Lolo ein Wesen zu finden, das ihr mit unbefangener Herzlichkeit entgegenkam, ihr von der Wolfenburg, ihren Kindern berichtete und ihr die Empfindung gab, daß sie jetzt wirklich zur Familie gehöre, und daß sie von allen mit Achtung behandelt werde. — Diese Umwandlung kam von der Erbschaft: darüber war sich Elisabeth ganz klar. Aber wir sind alle Menschen und alle Sklaven der äußern Umstände.

Lolo blieb leider nur eine Woche da. Der Doktor schickte sie in ein Stahlbad, und dann wollte sie ins Engadin.

Heutzutage gibt es zwei Arten von Frauen, sagte sie in ihrer lächelnden Art. Die eine Art ist willensstark und kräftig, will Arzt werden oder philosophischer Professor, die andre Art muß sich immer von den Anstrengungen des Lebens erholen. Zu ihr gehöre ich. Wenn meine Tante Amalie stirbe und mich zur Erbin ihres Vermögens einsetzte, würde ich meine Tochter Elsie und ihre Gouvernante mit auf die Reise nehmen. Aber erstens wird Tante Amalie schwerlich jemals sterben, und dann wird sie mich auch niemals zur Erbin einsetzen. Außerdem darf ich meiner Tochter wegen solche Gedanken nicht in meiner schwarzen Seele aufkommen lassen.

Nun hörte Elisabeth näheres vom Kloster Wittekind, von Tante Amalie, von Moppi, dem dicken Mops, und endlich auch von Melitta.

Daß Elsie mit ihrer Gouvernante doch während deiner Abwesenheit hierher kommen! schlug sie vor.

Die Damen waren in dem hohen Zimmer zu ebner Erde, dessen Glastüren auf eine kleine Terrasse gingen und weit offen standen. Elisabeth, die noch viel ruhen mußte, saß in einem langen Stuhl und sah träumerisch in den Garten, der noch immer verwildert war, aber gerade deshalb anziehend mit seinen unbeschnittenen Taxushecken, seinen Rosenbüschen und den alten Ulmen, die schützend ihre Kronen um ihn legten.

Auch Lolo hatte in die grüne und blumige Wildnis geschaut und richtete jetzt die Augen auf Elisabeth.

Du bist sehr gut. Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, will ich dir gestehn, daß ich diese Einladung mit Freuden annehme. Mein Mann kümmert sich wenig um seine Tochter, und die Jungen haben einen Hauslehrer bekommen, den Fräulein Melittas schöne Augen etwas beunruhigen.

Hat sie so schöne Augen? fragte Elisabeth. Lolo zuckte die Achseln.

Mein Geschmack ist die kleine Person eigentlich nicht! Aber ich stehe schon so wie so im Ruf, meine Erzieherinnen zu viel zu wechseln, und Elsie hat sich an Fräulein von Hagenau gewöhnt, sodaß sie sie jetzt ungern ziehn ließe. Es ist komisch, aber ich traue ihr nicht ganz — dein Mann kennt sie übrigens etwas von Wittekind her; frage ihn doch einmal nach ihr!

Elisabeth lächelte gleichmütig.

Sie wird sich vielleicht hier einleben und eine nette Gesellschaft sein — Wolf erinnert sich ihrer gewiß kaum. Laß sie und Elsie nur kommen, Lolo, auf Elsie freue ich mich, und sie kann hier ebensogut lernen wie zuhause!

Der Baronin war das Herz erleichtert. Ihr gefiel der Dovenhof, für Elisabeth empfand sie etwas wie reuevolle Schwärmerei; Elsie erschien ihr hier besser aufgehoben, als unter den vielen Männern der Wolfenburg. Die beiden Schwägerinnen machten also ab, daß Melitta und Elsie in der allernächsten Zeit kommen sollten, und als Elisabeth einige Stunden später in das Arbeitszimmer ihres Gatten trat, trug ihr Gesicht einen fröhlichen, etwas geheimnisvollen Ausdruck.

Wolf saß am Schreibtisch, in allerlei Berechnungen vertieft. Als seine Frau eintrat, sprang er auf und geleitete sie zu seinem bequemsten Stuhl.

Was verschafft mir die Ehre? fragte er scherzend, und doch lag in seiner Stimme eine gewisse Förmlichkeit. Gerade wie Elisabeth ihrem Manne gegenüber nicht immer die alte unbefangne Liebe empfand.

Mit einem Scherz suchte sie darüber hinwegzugehen.

Nächstens bekommst du wieder neuen Besuch!

Er setzte sich und spielte mit seinen Papieren.

Wer aus der Klabunkerstraße soll jetzt einer Einladung gewürdigt werden!

Der leise Spott verletzte sie, aber sie ließ es sich nicht merken.

Mach mir meine Klabunkerstraße nicht schlecht, lieber Wolf. Wir haben Grund, sie in Ehren zu halten. Diesmal aber sind es Gäste aus der Wolfenburg, die

für einige Zeit zu uns kommen wollen. Elsie, Lolo's Tochter, und ihre Erzieherin, Fräulein von Hagenau. Du sollst sie auch etwas kennen.

Fräulein von Hagenau! Wolf lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Was soll sie hier? Seine Stimme klang scharf.

Sie und Elsie werden hier einige Zeit wohnen, und deine Nichte kann hier ebenfogut von Fräulein von Hagenau unterrichtet werden, wie auf der Wolfenburg.

Elisabeth berichtete von ihrer Unterhaltung mit Lolo, und daß die Schwägerin es so wünschte. Wolf stand auf und ging im Zimmer auf und ab, stellte sich endlich ans Fenster und schlug leise an die Scheiben.

Fräulein von Hagenau paßt nicht hierher!

Weshalb nicht? Sie ist doch nicht aus der Klabunkerstraße, vor der du solche Angst hast.

Er antwortete nicht und sah aus dem Fenster, an dem zwei Tauben vorüberflogen. Sie waren weiß, wie die Tauben von Wittekind.

Du mußt die Folgen tragen! sagte er endlich halblaut vor sich hin.

Elisabeth hörte ihn nicht. Sie war an seinen Schreibtisch getreten und nahm einen Briefumschlag in die Hand, der ihren Namen trug.

Ist das etwas für mich?

Es ist der Kaufvertrag zwischen dir und den Gläubigern des Hofes Moorheide. Du bist jetzt seine Besitzerin!

Elisabeth tat einen kleinen Freudenschrei.

Wie wundervoll! Nun hat der gute Herr Schlüter sein Geld, und ich habe etwas, das mir ganz allein gehört!

Trotz seiner Verstimmung mußte Wolf über sie lächeln.

Ja, du hast nun deinen Willen, aber er legt dir auch Verpflichtungen auf. Vorläufig bleibt die jetzige Verwalterin, Frau Fuchsius, noch in dem Hause wohnen, später aber mußt du selbst einmal hinreisen und nach dem Rechten sehen!

Wie kommt man hin? erkundigte sie sich, und ihr Mann sagte es ihr. Aufmerksam hörte sie zu.

Wenn Nuttger einige Monate älter ist, reise ich einmal mit allen Kindern hin und lerne dann auch das Kloster Wittekind und deine Schwester Asta kennen.

Ich dachte eigentlich, daß uns Asta diesen Sommer besuchen könnte, sagte er. Im letzten Herbst ist sie sehr nett gegen mich gewesen, und sie kommt mir nach ihren Briefen etwas herabgestimmt vor!

Gewiß, gewiß! Elisabeth freute sich, ihrem Mann einen Gefallen tun zu können. Ich bitte sie noch heute um ihren Besuch!

Dann ging sie und nahm den Kaufvertrag mit, der auf ihren Namen geschrieben war. Wolf schlug vor, ihn in seinen Geldschrank zu legen, aber Elisabeth wollte ihn selbst verwahren. Sie konnte eigensinnig und reizbar sein, er ließ ihr achselzuckend den Willen.

Am nächsten Tage reiste Lolo ab, und der Abschied der zwei Schwägerinnen war herzlich.

Also ich darf dir meinen kleinen Balg schicken, und du willst gut zu ihm sein?

So gut, wie es in meinen Kräften steht! versicherte Elisabeth. Und ich werde auch versuchen, es Fräulein von Hagenau angenehm zu machen. Leider habe ich den Eindruck, als wäre sie Wolf nicht besonders angenehm.

Lolo horchte auf; dann lachte sie in ihrer sorglosen Art.

Er mag sie nicht? Ich habe sie wenig miteinander gesehen. Nun, das tut nichts, über den Geschmack der Männer kann man nicht urteilen, und gegen Erzieherinnen haben sie manchmal etwas.

Noch eine letzte Umarmung, und Lolo stieg in den Wagen, der sie nach der zwei Stunden weit entfernten Eisenbahnstation bringen sollte. Wolf begleitete sie, und als Elisabeth sich jetzt wieder in ihr Zimmer begab, überkam sie ein Gefühl

der Trauer, obgleich Jella ihr lachend entgegenlief, und Frmgard sie am Kleid faßte, obgleich sie im Garten die Stimme ihres Jüngstgeborenen hörte, und dazwischen das leise Singen von Moïse Heinemann. Denn auch er saß im Garten und versuchte ein Bild zu malen; aber es wollte ihm wieder einmal nicht glücken.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Gegen den Japanismus. Nach dem Beispiel sozialdemokratischer und freisinniger Stimmen macht sich in der Presse nicht nur, sondern auch hier und da beim Publikum ein „Japanismus,“ eine ebenso überschwengliche wie unbesonnene Parteinahme für Japan bemerkbar, zu der vom deutschen Standpunkt aus nicht die geringste Veranlassung vorliegt. Seit den verhältnismäßig so leichten Siegen der Japaner über die Chinesen ist jenen der Ramm mächtig geschwollen; sie halten sich für die führende Macht in Ostasien und können es den Europäern nicht vergessen, daß diese sie verhindert haben, die reiche Ernte des chinesischen Krieges in die Scheuern zu bringen. Seit Jahren klagen die Vertreter verschiedener Mächte in Tokio in ihren Berichten, daß das Verhalten der Japaner gegen die Fremden unfreundlicher und unhöflicher geworden sei. Namentlich ist das auf den Eisenbahnen, an den Post- und Eisenbahnschaltern bemerkbar. Sogar in dem Verhalten der Gerichte ist eine bewußte Animosität gegen Fremde nicht zu verkennen, und von wohl unterrichteter Seite sind schon wiederholt Bedenken darüber laut geworden, ob es richtig war, die Exterritorialität der Fremden und ihre Konsulargerichtsbarkeit aufzuheben. Der gewöhnliche Mann auf der Straße, der früher dem Europäer mit Ehrfurcht auswich, hat das längst verlernt. Im Gegenteil, er macht ihm nicht mehr Platz und bekundet auch seinerseits damit, daß er eine Überlegenheit der weißen Rasse nicht mehr anerkennt. Ohne uns das Wort „Größenwahn“ anzueignen, das längst in bezug auf das Verhalten der Japaner gefallen ist, glauben wir doch, daß vom Standpunkt der deutschen Interessen uns absolut nichts auf eine antirussische Parteinahme für Japan hinweist. Wenn sich irgend ein Berliner Bierhuber zu mitternächtiger Stunde gedrungen gefühlt hat, wie die Berliner Montagblätter berichten, seinen Sympathien für Japan Ausdruck zu geben, so hat das, zumal in der Faschingszeit, an sich wenig zu bedeuten. Aber ernstere Männer sollten in ihrem Verhalten nicht den Impulsen folgen, die durch die ersten, anscheinend stark übertriebenen Siegesnachrichten hervorgerufen worden sind. Zu irgend welcher Aufregung ist dazu ebensowenig Anlaß wie zu dem Pessimismus der Börse, hinter dem nur eine wüste Spekulation steckt. Gewiß hat Japan in seiner schnell verlaufenen Aufklärungsperiode Deutschland viel entnommen und viel zu verdanken.

Gar vieles in der Pflege der Wissenschaft, im Heer- und Marinewesen, in der Rechtspflege und so manches andre entstammt deutschen Vorbildern. Man hat auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens deutsche Lehrer nach Japan gezogen, eine große Anzahl von Japanern ist nach Deutschland gekommen, um sich in den verschiedensten Fächern auszubilden und namentlich auch unsre Industrie kennen zu lernen. Das haben sie so gründlich betrieben, daß sie jetzt sehr vieles selbst erzeugen, und daß gar manche deutsche Fabriken den Japanern keinen Zutritt mehr gewähren. Ein ernster Sieg Japans über Rußland würde für die ganzen Beziehungen Deutschlands zu Ostasien schwerlich von günstigem Einfluß sein, die